

Die Arbeiter im Weinberg (Mt. 20,1-16) oder Die Letzten und die Ersten heute

Autor(en): **Willen-Leibundgut, Helga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **91 (1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Arbeiter im Weinberg (Mt. 20,1–16) oder Die Letzten und die Ersten heute

Ich sehe sie vor mir: alte und junge Männer – hoffnungslos, erwartungslos, aber angespannt und ungeduldig. Sie stehen herum, sitzen, vielleicht unter einem Feigenbaum, es ist schon heiss, trotz des frühen Morgens. Jeden Tag warten diese Männer auf jemand, der kommt, sie zu dinge – für einen Tag wenigstens, für einen Taglohn wenigstens.

Ich sehe sie im Arbeitsamt, Junge und Alte, Männer und Frauen: müde, hoffnungslos, krank von der sinnlosen Wartezeit, resigniert legen sie den Stellenanzeiger auf die Seite.

Alltagswirklichkeiten – von damals, zur Zeit Jesu, und von heute. Dort wie hier Menschen, die aus uneinsehbaren Gründen zu den Letzten geworden sind.

Umstrukturierung, Besitzesveränderung, Umverteilung, Gesundschumpfung und anderes mehr produzieren damals und heute Armut aus Ungerechtigkeit. Dass alle diese Menschen selber schuld sind, gehört in die Struktur unseres selbstgerechten Denkens. Wir meinen immer noch, dass Arbeit finde, wer arbeiten wolle. Dass von den Letzten Anpassung verlangt wird, ist selbstverständlich, sie sollen sich gefälligst mit den Ausbeutern einverstanden erklären – so damals, so heute.

Oder aber es kommt einer und durchbricht den Teufelskreis von Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Armut. Es kommt einer, der sieht den ausgelieferten Menschen. Er sieht ihn und dahinter seine Familie, er sieht die Selbstachtung schwinden, er sieht, wie aus aufrechten Menschen Letzte werden. Es kommt einer, der sieht nicht nur, er handelt auch anders. Er will nicht Ja sagen zu dem, was er sieht, er will etwas dagegen tun! Denn er hat eine andere Vorstellung von einem Leben in Würde.

Wenn Jesus in Gleichnissen redet, redet er von der Welt, vom Alltag, vom «so ist es». Er schwebt nicht über dem Boden und nicht in den Himmeln. Er will den Himmel hier auf der Erde, bei den Menschen, hier – heute – jetzt.

Jesus sieht den Menschen in seiner Unfreiheit und Abhängigkeit in einem durcheinandergerateten Staat und seiner Wirtschaft. Jesus redet gegen die strukturelle Alltagsgewalt. Jesus geht auf den notleidenden Menschen zu, er belebt die verdorrte Hand, er richtet die verkrümmte Frau auf und er befreit den angstbesessenen Menschen von seiner selbstzerstörerischen Krankheit. Jesus erkennt den Zusammenhang zwischen Aussichtslosigkeit und seelisch-körperlichem Leiden. Das ist der Unterschied zwischen damals und heute.

Die Männer unter dem Feigenbaum begegnen einem Menschen aus Fleisch und Blut. Sie reden miteinander. Der Weinbergbesitzer sieht die Not, er sieht die Erwartungen, und er möchte das bittere Los lindern. Fünfmal geht er zu den herumstehenden Männern, fünfmal holt er immer wieder neue zur Arbeit und gibt ihnen, «was recht ist». Er bringt auch: Hoffnung, Anteilnahme und Solidarität.

Heute: Kein Herr CS Holding oder Herr Novartis geht aufs Arbeitsamt. Keiner sieht die Hoffnungslosigkeit in den Augen der Ausgesteuerten. Zwar erscheinen die Herren auf der Projektionsleinwand wie göttliche Überväter, aber ihre Worte tönen zynisch, leer, lieblos. Keiner sieht hin, man hört nur von Gewinnmaximierung, Bilanzen, Zahlen und sonst unverständlichem Zeug. Eigenartig, dass Säuglinge nicht schon mit einem Strichcode auf die Welt kommen. Sie wären einfacher zu zählen, schneller berechnet.

Das Himmelreich, ja, was könnte das sein?

Dass alle Menschen die ganze Güte Gottes bekommen sollen, sie spüren müssen. Die Letzten wie die Ersten. Gott will den Menschen aufrecht, belebt und lebendig von Kopf bis Fuss, bis ins Herz hinein offen, stark und hoffnungsvoll. Und das ist die Drohung: Die Ersten sollen die Letzten werden, wenn sie den «bösen Blick» haben, und das heisst: wenn sie sich vom Neid leiten und zerfressen lassen. Der Neid, der verhindert, dafür zu sorgen, dass alle erhalten, was «recht ist», dass alle die Güte

Gottes und seine Liebe zu spüren bekommen.

Hier auf Erden geschieht die Umkehrung, nicht erst im Himmel. An uns ist es, das Himmelreich auf die Erde zu holen. Die Güte Gottes zu leben, mitzuhelfen, dass es keine «Letzten» geben kann, verhindern, dass die organisierte Armut zur selbstverständlichsten Sache wird. Wir sollen und wollen mithelfen, den Himmel auf die Erde zu holen: hier – heute – jetzt.

(Predigt am 21. Juli 1996 in der reformierten Kirche Worb)

Frei Betto

«Ausserhalb des Marktes kein Heil»

Die Allmächtsphantasien rund um den Markt sind Gegenstand dieser Glosse des brasilianischen Befreiungstheologen Frei Betto, die Viktor Hofstetter für die Neuen Wege übersetzt hat. Mutig schreibt Betto an gegen den neoliberalen Götzendienst: «Der Markt ist wie Gott: unsichtbar, allmächtig, allwissend und jetzt, mit dem Ende des sowjetischen Blocks, allgegenwärtig.»

Red.

Göttliche Attribute

In Minas Gerais, meiner Heimat, war der Markt ein Zusammenspiel von Verkaufsständen und Auslagen, wo man Esswaren einkaufen konnte. Im Mittelalter waren Märkte Handelsorte, also die Vorläufer der Ortschaften und später der Städte. Heute ist der Markt der neue Name für die *göttliche Vorsehung*. Aber nichts wird vergöttert, ohne dass das nicht auch seine Konsequenzen hat. Schon fürchtet man den Zorn Gottes nicht mehr, aber die Schwankungen des Marktes. Als Demiurg produziert der Markt Reichtum, begründet die Demokratie und öffnet die Pforten zur Globalisierung. Als Traumaturg zieht er Investitionen an, belebt die Produktion und regelt den Konsum.

Der Markt ist wie Gott: *unsichtbar, allmächtig, allwissend* und jetzt, mit dem

Ende des sowjetischen Blocks, *allgegenwärtig*. Von ihm hängt unser Heil und unsere Erlösung ab. Wir schenken den Marktgeräuschen – den Finanzindikatoren – mehr Gehör als dem Wort der Schrift.

Der Markt ist *selektiv*. Er ist wie ein Shopping-Center, wo nur jene eintreten dürfen, die über die nötige Kaufkraft verfügen (oder wenigstens so aussehen). Beim Ausgang sind alle eingeladen, an der heiligen Messe von McDonald's teilzunehmen und hier mit dem gleichen Sandwich-Brot (das wie Isopor schmeckt) und dem gleichen Saft (tiefgekühlt und verdorben) zu kommunizieren. Jene, die ausserhalb des Marktes sind – die grosse Mehrheit –, sind ins Tal der Tränen verbannt.

Der Markt ist *global*. Er umfasst die Milliardenä von Boston und die Zulus von Afrika, den Messwein des Papstes und die Schaffelle, die den tibetanischen Mönchen